

Auto in dem stillen Weimar der Biedermeierzeit? Jawohl — ein Auto zur Zeit Goethes, ein prächtiger, fabrikneuer Sechszylinder mit Vierradbremse, Linkssteuerung und allem Rüstzeug unserer Technik unter der Regierung des edelgesinnten Fürsten, der im Jahre 1828 starb. Justament.

Dem Schriftsteller ist alles möglich, man glaubt ihm, solange man ihn liest. Das ist das einzige Privileg, das er vor anderen Sterblichen voraushat. Seltsamerweise machen die Autoren davon meist nur für die Zukunft Gebrauch. Fast alle phantastischen Geschichten handeln in kommenden Jahren, wobei ein paar Jahrhunderte mehr oder weniger keine Rolle spielen. Doch warum soll man es nicht einmal umgekehrt machen und eine nach rückwärts gekehrte Utopie versuchen? Warum Erfindungen und Entdeckungen austüfteln, die künftige Generationen beglücken oder verderben werden? Wäre es nicht interessant, unsere Zeit, die ihren konzentriertesten Ausdruck in den Erzeugnissen der Technik findet, durch das Auge unserer Ahnen zu sehen? Wie oft denken wir: was würde Urgroßvater sagen, wenn er ein Flugzeug sähe, wenn er telefonieren könnte, wenn er das Wunder des Radio erlebt hätte? Topp! Versuchen wir's. Was würde der größte Geist seiner Zeit, der Dichter, Denker und Naturforscher Goethe sagen, wenn er ein Automobil erblickte? Könnte er seinen Zweck verstehen, es benutzen, den Mechanismus begreifen?

Dies ist das Problem, und wir können es nur lösen, wenn man uns eine Voraussetzung zubilligt: Am 17. Januar 1827 stand ein Auto auf einer Wiese bei Weimar.

Wie es dorthin kam? Mein Gott, man könnte darüber alles mögliche aushecken. Es könnte von einem Erfinder, der seiner Zeit unendlich voraus war, im Verborgenen erbaut, es könnte von einem andern Planeten, von Marsmenschen oder Saturnbewohnern herübergeschossen worden sein — doch warum die Angelegenheit komplizieren? Glaubt das

Unglaubliche, beugt euch der Diktatur der Phantasie! Ein Auto stand auf einer Wiese bei Weimar, als Goethe noch lebte. Punktum!

*

Man saß bei Tisch, der im Urbino-Zimmer gedeckt war, festlicher als sonst, denn Goethe war eben von einem leichten Unwohlsein genesen. Heiter und ungezwungen floß die Unterhaltung hin und her, und als Otilie ihren Gatten neckte, weil er ihre Toilettenwünsche nicht voll erfüllen wollte, verteidigte Goethe seinen Sohn August, indem er eine Anekdote von Napoleon erzählte, dem ein zudringlicher Modehändler im Beisein der Kaiserin kostbare Sachen präsentierte. Als Napoleon aber keine Miene machte, etwas zu kaufen, gab ihm der Mann zu verstehen, daß er doch wenig in dieser Hinsicht für seine Gemahlin tue.

Goethe verstummte an diesem Punkt der Erzählung, schob behaglich einen kleinen Löffel mit Kaviar, den Wilhelm von Humboldt aus Tegel gesendet hatte, in den zahnlosen Mund und fuhr dann fort: „Napoleon sagte kein Wort, aber er sah den Händler mit einem solchen Blick an, daß der Mann seine Sachen sofort zusammenpackte und sich nie wieder sehen ließ.“

Das Gespräch wandte sich darauf der in letzter Zeit aufkommenden Mode zu, Wohnungen und Zimmer im gotischen Stil einzurichten. Goethe tadelte die Unsitte, und eine scharfe Falte stand dabei auf seiner gewölbten, sonst mälig gefurchten Stirn, die durch das zurückgekämmte Haar in ihrer ganzen Höhe erschien. Die große, durch das Alter etwas schwer gewordene Nase senkte sich auf den schmalen Mund, der beim Lachen und Sprechen schon nicht mehr schön war. Doch die großen braunen Augen, die von hellen Altersringen eingefast waren, sprühten noch immer Feuerfunken, als er sagte: „Sein Wohnzimmer mit fremder oder veralteter Umgebung einzurichten, kann ich gar nicht loben. Was würden wir von einem Menschen halten, der ein ganzes Jahr